Ein großer Friedhof war's davon,
Ich seh' die Male ragen.

Gewiß, die kahlen Aeste mahnen uns: auch ihr müßt sterben, und das gelbe Laub, das da erstirbt und verweht, spricht deutlich und klar: so geht es auch mit eurem Namen, mit eurem Andenken, und wenn dann im Westen der von der Herbstabendsonne so schön beleuchtete Wolkensaum langsam verglimmt und vergeht, meint man nicht auf dieser allmählig erbleichenden Himmelsschleife zu lesen:

Goldenes Entfärben
Dort am Wolkensaum,
Ach, Vergehen und Sterben
Kennt nicht Zeit noch Raum.

Immer tiefer, immer dunkler, bricht die Nacht herein. Die Tore des Friedhofs sind längst geschlossen, auf den Wegen wandern keine Besucher, auf den Gräbern arbeiten keine Pflanzer und Reiniger mehr. Ganz still hängen die welken Blätter und warten auf den letzten Windstoß, der sie trennt von Baum und Strauch, im Westen ist der Mond der Sonne schon nachgezogen unter dem Horizont; aber dahinten im Osten steigen die Sterne klar und freundlich immer mehr, immer lichter empor. Sie reden nicht und doch klingt's von ihnen laut und vernehmlich an unser Ohr:

Wir wandeln still und scheinen,
Ob unten schreitet Tod und Nacht,
Wir zeugen von dem Herrn, dem Einen,
Des Vaterauge ewig wacht.

Gewiß, zum Himmel, wo die ewigen Sterne funkeln, erhebe auch dein Auge, wenn in Herbsttagen ein Gang über den Friedhof dich traurig und melancholisch stimmt. Dort, erhoben über und, nicht erreicht von Erdenwechsel und Erdenweh, liegt deine Heimat. Dafür sorge, daß du aus dem, was du hier im Leben säest, dort oben zur Erntezeit dir Weizengarben binden kannst für die herrlichen Kammern des himmlischen Reiches.

So will ich, bis erlahmen meine Nerven,
In treuem Dienste fort und fort mich mühen
Und wo so hoffnungsreich die Sterne glühen,
Im Sternenmeer vertrauend Anker werfen.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

12) Erzählung von A. Kolping.

Dazu vermochte es die Mutter nun einmal nicht, sich an gemeinsamen Leiden und Freuden des Ortes zu beteiligen, und ihre Art, zu reden und die Leute zu behandeln, gefiel den Leuten auch nicht. Solche halbe Naturkinder wollen etwas ungeniert und derb behandelt werden, wenn sie Anhänglichkeit und Teilnahme gewinnen sollen. Die Mutter war ihnen zu vornehm. Ich selbst, der geborene Verteidiger der Mutter, hatte sie viel zu lieb, um in allem, was sie tat und sagte, etwas Fehlerhaftes zu finden; vielmehr meinte auch ich, wir müßten uns doch nicht mit den Leuten gemein machen, wir müßten uns selbst auch äußerlich an unseren, wenn auch vor der Welt verlorenen Stand erinnern, und daß ich stolz und keck auftrat, mich zum Unterschiede von den Bauernjungen hochmütig genug gebärdete, kann man sich nun leicht denken. Auch das ist klar, daß sich von uns alle Welt zurückzog, — ja noch mehr, daß man uns heimlich und öffentlich manchen Schabernack und manche Plage antat, was eine Art Rache an unserem besonderen Wesen sein sollte und wirklich war. Der gewöhnliche Mensch pflegt ja das zeitliche Mißgeschick als eine Strafe des Himmels anzusehen und im Unglücklichen, besonders wenn sein Leiden sich nicht äußerlich körperlich zeigt, einen von Gottes Hand Verfolgten zu sehen. So ist's seit Hiobs Tagen bis heute. Wer erst aus der Höhe der menschlichen Gesellschaft heruntersteigen muß in die Niederungen, wird zumeist erfahren, daß schadenfrohes Mißtrauen ihm von unten auf begegnet, während von oben her die noch häßlichere Schadenfreude des Hohnes ihm folgt. Verarmte Familien werden in der Regel vom Volke als von Gott geschlagen angesehen und behandelt, besonders wenn die Unglücklichen selbst ihr Schicksal nicht christlich würdig zu tragen wissen. Wo dann das wahre Mitleid sollte geübt werden, gebärdet sich der Mensch, als sei er zum Endvollstrecker göttlicher Strafgerichte berufen.

„Wir wurden geplagt, und wir plagten uns selber. Wir wollten Respekt erzwingen, und wir ernteten Verachtung. Das Uebel war in Jahresfrist schon ziemlich groß geworden und hatte zu den alten Leiden neue hinzugefügt. Ich war darüber bitter und unmutig geworden, die Mutter selbst klagte, wie sie nie getan, Gott und die Welt an, und wurde oft von dem Wahne beschlichen, es gäbe gar keine recht christlichen Menschen auf der Welt. Man sieht, je weiter man sich selbst vom Christentum entfernt, um so weniger Christentum begegnet einem. Nur findet der Mensch so schwer den rechten Fehler in sich selbst. Der alte Gottfried, der noch oft bei uns einsprach und mir in meiner jungen Wirtschaft wie ein weiser Ratgeber immer gern zur Seite stand, hörte diese Klage oft aus dem Munde der Mutter, ohne rechten Trost für sie zu finden. Er ermahnte uns oft und eindringlich, wir möchten die Gedanken an unser Herkommen und unseren früheren Stand nur dran geben. Unser Herrgott habe einmal alles so gefügt, wie es wäre, und das werde also auch wohl das Beste sein. Endlich sei doch das wirkliche In-den-Himmelkommen die Hauptsache, und wir könnten das in Waldbruch eben so gut, vielleicht noch leichter erreichen, als auf der Berndsmühle. Es war sicher alles wahr, was der alte Gottfried sagte, und die Mutter geriet selbst in Unruhe über solche Bemerkungen, so tief fühlte sie ihre Wahrheit; aber loszulassen von gewohnter Art ist viel schwerer, als der Mensch selbst meint. Daß die Leute uns nicht leiden mochten, schien dem Alten lange ganz unglaublich, und er meinte immer, es seien nur unschuldige Neckereien. Als er sich vom Gegenteil überzeugte, schüttelte er den greisen Kopf und meinte: ja, die Art der Leute habe sich geändert, sie seien nicht mehr so gut wie zu seiner Zeit, wo man in Waldbruch gelebt habe, wie Brüder untereinander. Weil er an uns den Hochmut nicht fand, wie andere Leute, auch weil der alte Mann vielleicht unser Wesen besser begriff, hörte er auch auf das Geflüster der Leute nicht, die ihm davon das Nachteiligste erzählten.

„Der erste Winter in Waldbruch war schon wieder ein Unglückswinter für uns. Unser Vieh fiel im Stalle. Entblößt von Geld sah sich die Mutter gezwungen, einen Teil ihres Schmuckes zu verkaufen, damit wir neues Vieh anschaffen konnten. Das ging noch an. — Im Frühjahr verdarb die Saat; eine sehr schlechte Ernte war die natürliche Folge. Unser äußeres Elend wuchs zu einer bis dahin noch nicht gekannten Höhe. Ich meinte zu verzweifeln.

„Wie Gott in dieser Not geholfen und wie wunderbar er uns kuriert, erzähle ich morgen."

Der Großvater ergriff die Hand seines Enkels und ließ sich ins Haus geleiten. Sein ganzes Wesen war ungewöhnlich belebt, fast erschüttert; doch hielt er das Abendgebet mit der gewohnten innigen Ruhe wieder ab. Nur sprach er kein Wort weiter.

V.

Gottes Wege sind nicht des Menschen Wege, aber seine Hilfe ist oft wunderbar.

Am folgenden Nachmittage war ein schweres Gewitter über den Marktflecken gezogen und hatte mit seinen furchtbaren Donnerschlägen alles Lebendige erschreckt und zittern gemacht. Doch war weiter kein Unheil geschehen. Der reichliche Regen, der zugleich vom Himmel geflossen, hatte sogar sichtbar wohltätig auf die ganze Pflanzenwelt gewirkt, und auch die Menschen waren, nachdem die Wetterwolken sich verzogen und der heiterste Himmel wieder lachte, wie neu geboren, wie man zu sagen pflegt. Die funkelnden Regentropfen hingen noch an jedem Blatte und bogen selbst die Grasspitzen durch ihre immer mehr schwindende Last nieder, um sie loslassend, wieder um so kräftiger zu erheben. Noch unter den letzten fallenden Regentropfen war ich zu Großvater Otto geeilt, in der Voraussetzung, daß er heute sicher den Schluß seiner Erzählung früher beginnen werde. War es für den Nachmittag doch den Enkeln nicht mehr möglich, den gewohnten Arbeiten draußen nachzugehen. Ich traf den Greis betend im Stübchen sitzen, so ruhig und andächtig, daß ich bedauerte, ihn in dem frommen Geschäfte gestört zu haben. Er wehrte das Bedauern ab. „Nicht wahr, dir wird's zu lang, bis du das Ende meiner Geschichte erfahren?" fragte er lächelnd. Ich nickte mit dem Kopfe. „Ja, so seid ihr rechte Kinder," fuhr er in seiner Milde fort; „ihr wollt immer haben, daß jede Geschichte hier auf Erden abschließe und hier im Leben schon ihren glücklichen Ausgang habe. Aber die meisten Geschichten, mein Sohn, gehen in diesem Leben nicht zu Ende, sondern erhalten ihren alles erklärenden Schluß erst im anderen, wo ans rechte Tageslicht kommt und verdienten Lohn oder Strafe empfängt, was der Mensch hier im Leben Gutes oder Böses getan. Den rechten Schluß jeder Geschichte hat unser Herrgott sich vorbehalten, mein Sohn, darum aber der menschlichen Beurteilung entzogen." —

„Ueber das Leben hinaus reicht kein menschliches Auge, lieber Großvater," versetzte ich; „darum sollen wir aber doch das Leben selbst scharf im Auge behalten und nach Kräften daraus lernen."

„Ganz wohl! Und darum will ich euch zu Willen sein mit dem, was mir widerfahren," fügte der Greis hinzu, „wenn erst der Rudolf wieder da ist. Dem gilt der Schluß ganz besonders."

Während er noch sprach, kam der Rudolf, pudelnaß von dem empfangenen Regen, ins Haus gesprungen. Das Wetter hatte ihn auf offenem Felde überrascht und außer dem Schrecken tüchtig durchgeweicht. „Aber das sollt wohl ein Wetter gewesen sein!" rief er aus. „Meinte ich doch, der Himmel bräche ein, und die Erde spalte sich unter meinen Füßen! Ich habe in der Tat Schrecken ausgestanden, Großvater."

„Geh nur gleich und zieh' trockene Kleider an," gebot ruhig der Greis; „mit diesem Schrecken hat es nicht viel auf sich. Der Himmel fällt so leicht nicht ein, und die Erde ist auch noch fest genug, die ärgsten Donnerschläge auszuhalten."

Rudolf eilte beiseite, den Rat des Großvaters zu befolgen. Wenige Minuten später stand er schon wieder im Stübchen, ebenso munter und frisch, wie sonst; ja, das Donnerwetter schien ihn nur frischer gewaschen zu haben. „Jetzt ist's mit der Arbeit doch für heute aus, Großvater," begann er lebhaft. „Wie ist's erzählt Ihr uns heute die Fortsetzung Eurer Geschichte? Was Ihr uns gestern erzählt habt, hat mich ganz traurig gemacht; ich wünschte, heute machet Ihr mich fröhlicher."

„Im Garten können wir heute nicht sitzen," sagte darauf der Greis, „und doch sehne ich mich nach der frischen Luft."

„O, da weiß ich Rat!" rief Rudolf aus. „Wir tragen Euch mit dem Sessel auf die offene Tenne und setzen uns aufs Stroh rings herum. Die Mutter will sich dazu setzen, nicht wahr?"

Sie trat eben ins Stübchen. „Ja, Marie, nimmt deine Arbeit und setze dich zu uns; was heute kommt, darfst du wohl hören." Die Schwiegertochter nickte freundlich dem Greise zu, den wir sofort mit seinem Sessel aufhoben und hinaus auf die offene Tenne trugen; Strohbündel warfen wir rings herum und ließen uns darauf nieder. Auch der Sohn, Rudolfs Vater, kam dazu. Die Mutter saß am Eingange und reinigte das Gemüse. Die erfrischende, abgekühlte Luft strömte uns entgegen, — nach dem heißen Tage und der überstandenen Gewitterfurcht ein wahres Labsal.

Lesefrüchte.

„Ich finde nicht, daß die Sprüche Salomons so besonders weise sind," meinte ein naseweiser Student, „solche Sprüche kann jeder machen." „Schön," erwiderte der Professor, „bringen Sie mir morgen früh zwei." Er brachte keine!

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Köln.



Nr. 44. Sonntag, 29. Oktober. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 29. Oktober: Narcissus.
Montag, den 30. Oktober: Alfons.
Dienstag, den 31. Oktober: Wolfgang †.
Mittwoch, den 1. November: **Allerheiligen.**
Donnerstag, den 2. November: Allerseelen.
Freitag, den 3. November: Hubert.
Samstag, den 4. November: Karl Borromäus.

Sonntagslesung.

Der unbarmherzige Knecht. Im heutigen Evangelium wird uns von einem Untergebenen erzählt, der seinem Könige 10 000 Talente, also viele Millionen Mark schuldig war. Ohne Zweifel wird diese Schuld in vielen Jahren entstanden sein und sich immer mehr bei dem Schuldner, der auf die Gutmütigkeit des Königs sündigte, aufgehäuft haben.

Jeder Mensch befindet sich nun Gott gegenüber in der Lage eines großen, sehr großen Schuldners. Kaum ein Tag ist frei von großen oder kleinen Untreuen, und so wächst unsere Schuld zu Bergeshöhe. Aber wie groß sie auch sein mag, der Mensch, der sich in Demut und Reue vor Gott beugt und ihn um Erbarmen bittet, erfährt immer wieder, daß ihm seine ganze große Schuld in unbegreiflicher Großmut geschenkt wird. Gott rechnet mit dem reuigen Sünder nicht, er ist ganz Güte und Erbarmen, die alles verzeiht und vergißt. Die Parabel vom verlorenen Schaf, der verlorenen Drachme, dem verlorenen Sohn, drücken den nämlichen Gedanken aus. Ein schönes Gleichnis auch für uns Priester. Je verstehender der Seelsorger im Richterstuhle der Buße vor dem Schuldner steht, der ihm in heiliger Rechenschaft reuig seine Sündenschuld aufdeckt, desto mehr sieht er auch, daß die meisten Sünden aus Unwissenheit und Schwachheit geschehen, wirkliche Bosheit aber nur selten ihre Quelle ist. Nirgendwo ist Milde, Güte und Nachsicht bei vollständiger Wahrung des Richteramtes darum mehr am Platze, als im Richterstuhl der Buße.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXXI

Bildung des Herzens.

Wir haben in den letzten Artikeln den Einfluß betrachtet, den das sinnliche Begehrungsvermögen auf unseren Verstand und unseren Willen hat und wie die in ihm ruhenden Gemütserregungen und Leidenschaften förderlich oder hinderlich auf das Seelenleben einwirken können. So kann also das sinnliche Begehren und Strebevermögen sowohl Unheil wie Segen bringen, darum müssen wir dasselbe zunächst vor Ueberschreitung der rechten Schranken und damit vor aller Unordnung hüten.

Ungeordnet ist nun alles, was nicht dem dient, das nicht fördert, vielmehr dem widerstrebt, was der Bestimmung der Menschen, durch Beobachtung der Gebote Gottes ihm zu gefallen und dadurch als Lohn zur Vereinigung mit ihm im Himmel zu gelangen, entspricht. Mit anderen Worten, wenn wir unser Wünschen und Verlangen auf Dinge gehen lassen, die wir vor der Vernunft, dem Glauben und dem Gewissen nicht verantworten können.

Nun regt sich aber im Menschen oft genug ein sinnliches Begehren, das der Aufmerksamkeit der Vernunft und der Beistimmung des Willens vorausgeht, an dessen Entstehen Vernunft und Wille also keinen Anteil, also auch gar keine Schuld haben. Derartige Regungen sind vollständig von unserer Verantwortung ausgeschlossen, so lange der Wille, nachdem die Vernunft ihre Sündhaftigkeit erkannt hat, ihnen nicht zustimmt. Da tritt nun an den Willen die Aufgabe, diese ungeordneten Regungen, womöglich zu unterdrücken und zu ersticken.

Hier ist aber etwas Wichtiges zu beachten: Will ich als gesunder Mensch meine Hand erheben, meinen Fuß bewegen, den Kopf nach rechts oder links drehen, die Augen nach oben oder nach unten schauen lassen, so gehorchen diese Glieder auf der Stelle, denn da sie keine eigene Selbständigkeit haben und so durch erlernte und gewohnte Uebungen von unserem Willen vollständig abhängen, bringen sie sofort zur Ausführung, wozu der Wille sie bestimmt.

Nicht so ist es aber bei den sinnlichen Regungen, bei den Kräften des sinnlichen Strebevermögens. Hier sind Phantasie, Nerven Zuständlichkeiten, oft krankhafte, der leiblichen Organe mit im Spiele, so daß diese Regungen gewissen Bedingungen unterliegen, die sich dem unmittelbaren und unbedingten Einfluß des Willens entziehen. Würde nun jetzt der Wille sie despotisch behandeln, so würden diese Regungen sehr oft um so mehr revoltieren, noch aufdringlicher sich geltend und fühlbar machen. Man muß sie vielmehr, wie die Aszeten und Weisheitslehrer sagen, diplomatisch behandeln, ihnen auf Umwegen beizukommen suchen. Das kann nun auf folgende Weise geschehen:

Ein alter Spruch der Lehrer der Weisheit lautet: Nihil volitum, nisi praecognitum, nichts wird gewollt, was nicht vorher im Verstande als etwas, was mich beglückt, aufgefaßt wird. Eine Willenstätigkeit als geistige Kraftäußerung gibt es nämlich nicht, ohne daß dabei auch die Verstandeserkenntnis mit tätig ist. Ich muß also zunächst durch Vernunft und Erfahrung den Gegenstand, der mein sinnliches Begehrungsvermögen erregt, nach seinem eigentlichen wahren Glückswert prüfen, muß erwägen, daß es nicht auf ein augenblickliches Vergnügen ankommt, das schnell vorübergeht, sondern auch auf die Folgen und Wirkungen, deren Bitterkeiten den augenblicklichen Genuß weit überbieten, muß mich überzeugen, wie wir über kurz ganz anders über die Sache denken und froh sein würden, wenn wir der Anreizung nicht nachgegeben, müssen bedenken, daß Dreiviertel von dem zu erwartenden Genuß lauter Einbildung ist. Haben wir denn nicht oft genug erfahren, daß eine Ehre, die wir gesucht, ein Besitz, den wir erlangt, eine Lust, die wir genossen, uns keine Befriedigung, im Gegenteil uns oft nur Enttäuschung, Leid und Sorge gebracht?

Zweitens müssen wir in solchen Kämpfen uns erinnern, daß Gegenteiliges durch das Gegenteil bekämpft und geheilt wird. Wie zwei Gedanken uns nicht zugleich beschäftigen können, so können auch zwei Gefühle uns nicht zu gleicher Zeit beherrschen. Ist nicht die Eifersucht imstande, das Gefühl der feurigsten Liebe zu ersticken? Ruhen nicht bei zorniger Aufwallung alle anderen Erregungen? Wissen wir doch auch, wie Geiz, Ehrsucht, Verliebtheit bei den Menschen jede andere Leidenschaft unbarmherzig beiseite schieben und über alle andern Rücksichten hinwegschreiten.

Daher ist es zu begreifen, daß bei einzelnen Menschen das Ehrgefühl oder auch das Schamgefühl so stark sein kann und wirklich ist, daß Versuchungen zu niederen Dingen darin einen Gegner finden, der sie überwindet.

Würde es uns darum z. B. gelingen, das Gefühl der Gottesliebe in uns lebendig zu entflammen, dann wäre dem sinnlichen Begehren die Zugkraft genommen. Alles was darum der Weckung

und Verstärkung der Gottesliebe dient, dient auch zur Unterdrückung der niederen Leidenschaften.

Ein ganz gründliches Mittel ist es, um jeden Preis die Aufmerksamkeit der Phantasie von dem Gegenstand der Lust ab- und einem anderen Gegenstande zuzulenken.

Von der Verehrung der Heiligen.

Wie der Dreifaltigkeitssonntag noch einmal uns all die Wohltaten des dreipersönlichen Gottes, deren Gedächtnis die Kirche von Weihnachten bis Pfingsten gefeiert, in Erinnerung bringt, so läßt uns das Allerheiligenfest in der Zeit, wo am nächtlichen Himmel die Fülle der Sterne im herrlichen Glanze erstrahlet, noch einmal in den von Heiligen bevölkerten Himmel blicken, damit wir diesen hl. Himmelsbewohnern, die wie wir, einst Erdenbürger waren, unsere Verehrung und Huldigung weihen.

Wie sehr wir Katholiken nun eine besondere Freude an unsern Heiligen und deren Festen haben, um so weniger Verständnis hat die Welt dafür. Es trifft eben hier zu, was der Spruch besagt: „Wie der Mensch, so seine Götter." Kultus wird hier auf Erden mit vielen Dingen getrieben. Spricht man nicht von einem Kultus des Genies?

Das Genie ist eine Gabe Gottes in der Ordnung der Natur, ein eigenartiges, großartiges Hervortreten menschlicher Geistesanlagen und Geisteskraft, offenbar aller Anerkennung und Hochachtung wert. Soll nun aber das Genie anderer Art, die geistige Größe in der Ordnung der Gnade, der Heldenmut christlicher Tugend, nicht die Anerkennung finden, die ihr gebührt und die, da sie selbst übernatürlicher Art ist, nur eine religiöse sein kann?

Daß man menschlichen Genies: Feldherrn, Staatsmännern, Dichtern und Künstlern Bildsäulen und Denkmäler auf öffentlichen Plätzen setzt, große Feste feiert am Tage deren Enthüllung, Kränze und Blumen zu Füßen des Denkmals niederlegt, wenn der Betreffenden Geburtstag gekommen, findet man ganz natürlich, warum findet man es denn nicht ebenso berechtigt, wenn wir Bilder unserer Heiligen in den Kirchen und unseren Häusern aufstellen und ihre Feste feierlich begehen?

Man spricht auch nicht selten von einem Kultus der Schönheit. Körperliche Schönheit ist eine Gabe der Natur, aber nicht selten eine sehr gefährliche. Und leider ist es oft genug gerade die üppige Sinnenschönheit eines leichtfertigen Weibes, die kunstgerechte Fußgeschicklichkeit einer halb bekleideten Tänzerin, die tonfertige Kehle einer koketten Soubrette, die in gewissen Kreisen eine Huldigung finden, welche jeder bessere, nüchterne Mensch eine abgöttische nennen muß. Und die geistige Schönheit der Seele, der christliche Adel und die Anmut des Herzens, wie sie uns in den Heiligen entgegenleuchten, dürften nicht mehr geschätzt werden?

Liegt nicht heute die halbe Welt vor dem Mammon auf den Knien? Ist nicht das Geld der geradezu angebetete Götze, das goldene Kalb, um das alles tanzt? Lehrt uns nun die Kirche die Heiligen verehren, so legt sie damit Protest ein gegen den überwuchernden Weltgeist.

Durch die Heiligenverehrung schützt und wahrt die Kirche inmitten einer bösen Welt die Interessen der Tugend. Denn da der Mensch, von Natur erdwärts gerichtet, nur mühsam den Blick zur sittlichen Höhe der Tugend erhebt, was würde dann erst in der Welt geschehen, wenn die so leicht verkannte sittliche Tugendgröße auch nicht mehr bei der Kirche Zuflucht und Anerkennung fände?

So oft die Kirche der vollendeten Heiligkeit die Ehren der Altäre zulegt, und alle Christen anweist, vor demjenigen sich niederzuwerfen, der sie, die Heiligen, im Himmel gekrönt hat, ist es da nicht, als ob der Gläubige von oben eine Warnungsstimme hörte, welche mitten in das Getriebe und Getöse dieser Welt feierlich und ernst hineinruft: „Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens sind eure Götzen, reißt sie herab von ihren Thronen, diese Angebeteten sinnlicher Lust: verehrungswürdig allein ist die Tugend." Wird auch der Ruf vielfach überhört, so ist es doch ein unermeßlicher Segen, daß er immer wieder von neuem erschallt und auch bei manchem noch Beachtung findet.

Man hat zwar in der Republik Ordens- und Ehrenzeichen und einen Teil der Titel abgeschafft, aber die Eitelkeit und das Haschen nach Lob und Ehre ist doch wahrhaftig nicht geringer geworden. Freilich die Heiligen haben die Ehre vor den Menschen nicht gesucht; aber ist es darum nicht billig, daß sie ihnen nunmehr, wo sie ihnen nicht mehr schaden und sie nicht mehr stolz und eitel machen kann, nicht entzogen werden?

Das weltkundige Zeugnis, welches die Kirche in der Verehrung der Heiligen für ihre sittliche Tugendgröße ablegt, ist die letzte Bürgschaft ihrer Hochachtung auf Erden.

Gib Frieden.

Gib deinen Frieden uns, o Herr der Stärke!
Im Frieden nur gedeihen deine Werke,
Daß wir im Kampf mit Sünde nicht ermüden,
Stärk' uns dein Frieden!

Des Lebens Tag ist schwül; des Lebens Abend
Oft stürmisch noch und Wenigen nur labend,
Ach, es bedarf das Herz im Staub hinieden,
Herr, deinen Frieden!

Gib Frieden, daß die fromme, dir getreue,
Oft schwergeprüfte Seele sich erneue;
Daß sie nicht mutlos hingerissen werde
Vom Geist der Erde!

Das ganze Leben auf der dunklen Erde
Ist, ach, ein Streit mit Sorgen und Beschwerde;
O birg uns, Herr, in Deines Friedens Schatten,
Wenn wir ermatten!

Und wenn zuletzt wir mit dem Tode ringen
Deck' uns dein Engel, Herr, mit mächt'gen Schwingen
Und trag' uns hin, von allem Kampf geschieden,
Zum ew'gen Frieden!

Was die Päpste vom Rosenkranzgebete sagen.

So lange es ein Rosenkranzgebet gibt, sind die Päpste die besonderen Förderer und Pfleger desselben gewesen, und die Stimme ihrer Autorität hat sich im Laufe der Zeit rücksichtlich dieses Gebetes so verstärkt, daß das letzte kirchliche Gesetzbuch sogar bestimmt, der Rosenkranz solle zu den täglichen Uebungen des Priesters gehören. Was sagen denn die Oberhirten der Kirche über dieses Gebet und seine Wirkung?

Urban VIII. nennt den Rosenkranz augmentum christianorum, Zuwachs der Christenheit. Diese empfängt ihren eigentlichen Zuwachs nicht so sehr durch die Zahl ihrer Anhänger, als vielmehr durch die Beschaffenheit ihrer Glieder. Taufscheinkatholiken zählen nicht, wohl aber diejenigen, die sich zu Heiligen bilden wollen. Und dazu leitet der Rosenkranz an. Beten wir ihn, stehen der Heiland und seine erhabene Mutter als leuchtende Tugendbilder vor uns.

Pius V. sagt vom Rosenkranz, er sei eine purgatio tenebrarum haeresis, die Reinigung von der Finsternis des Unglaubens, Irrglaubens und Zweifels. Wer den Rosenkranz andächtig betet, stärkt sein Glaubensleben, führt es doch in die Betrachtung der Geheimnisse der Erlösung ein, welche der hauptsächlichste Gegenstand unseres Glaubens sind.

Clemens VIII. nennt den Rosenkranz salus fidelium, das Heil, den Trost der Gläubigen. Rosenkranzbeter und ein Sünder sein verträgt sich miteinander nur bei demjenigen, der im religiösen Leben ein Heuchler ist. Wie der Rosenkranz ein Tröster in den Nöten des Lebens ist, wissen wir alle.

Gregor XIII. bezeichnet den Rosenkranz als placatio irae divinae, als Versöhner des göttlichen Zornes. Weil durch die Sünde die göttliche Majestät beleidigt wird, sind wir Gottes Zorn verfallen. Im Rosenkranz stellen wir nun Gott dem Vater das Leben und Leiden seines Sohnes, den er uns durch Maria gegeben, als Sühne vor. Gerade in der Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse erhalten die so oft sich in diesem Gebete wiederholenden Worte: „Vergib uns unsere Schuld," „Mutter Gottes, bitte für uns Sünder" ihre besondere Kraft. Gewaltig pochen sie an das Herz Gottes.

Gregor XIV. preist den Rosenkranz als destructio peccati, als den Zerstörer der Sünde. Sünde und Rosenkranz können nicht nebeneinander bestehen. Denn zu heftig klagen die Worte: „der für uns gegeißelt," „mit Dornen gekrönt ist," „das schwere Kreuz getragen hat," das Sünderherz an. Das vor dem Geiste im Rosenkranzgebet sich entrollende Leben und Leiden Jesu muß doch die Seele rühren und in ihr das Verlangen nach Buße und Sühne wecken.

Paul V. heißt den Rosenkranz aerarium gratiarum, die Schatzkammer der Gnaden. Ist das Gebet überhaupt ein Gnadenmittel, wie sollte das Rosenkranzgebet es nicht ganz besonders sein, da es uns ja so innig mit Jesus verbindet, der uns alle Gnaden verdient hat, und mit Maria, die Gott uns als fürbittende Allmacht gegeben hat!

Julius III. nennt den Rosenkranz decor ecclesiae Romanae, das Schmuckstück der römisch-katholischen Kirche. Für einen wahren Katholiken ist der Rosenkranz das Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zum irdischen Gottesreiche. Wird ein Unbekannter auf der Straße vom Schlage gerührt, oder verunglückt bei einem Eisenbahnunfall, trägt er einen Rosenkranz in der Tasche, so weiß der herbeigeholte Priester gleich, daß er es mit einem Katholiken zu tun hat. Die Ordensleute tragen ihn als Schmuck, wie die Weltkinder ihr Geschmeide.

Pius X. sieht im Rosenkranz den Inbegriff des Evange-

liums, wird ja doch in dem Gebete dem Betrachtenden das ganze Leben und Leiden des Heilandes in den Hauptpunkten, wie das Evangelium sie uns erzählt, vorgeführt.

Leo XIII., dieser große Rosenkranzverehrer und „Förderer," findet nicht Worte des Lobes genug über den Rosenkranz. Er nennt ihn die stärkste Kriegswaffe im Kampfe gegen die ungeordneten Neigungen, das Wahrzeichen echter Frömmigkeit, die schönste Gebetsweise aller Zeiten, dazu die leichteste und an Früchten sehr reiche.

Wer möchte nicht, wenn er die obersten Hirten der Kirche so das Rosenkranzgebet preisen und empfehlen hört, gerne und oft dasselbe auch das Jahr hindurch verrichten, um sich all dieser Früchte teilhaftig zu machen!

Menschen-Engel.

O, es gibt noch Menschen—Engel — Im Getümmel unsrer Welt — Unberührt gehn sie hinieden, — Ihre Nähe strahlet Frieden, — Jedes Auge sich erhellt.

O, es gibt noch Menschen—Engel — In des Lebens toller Hast: — Wissen jeden Streit zu schlichten — Jeden Dulder aufzurichten, — Helfen tragen jede Last.

O, es gibt noch Menschen—Engel, — In der Glut der Leidenschaft. — Frei und rein vom Sinneskriebe — Lieben sie mit keuscher Liebe — Und mit Gottes heiliger Kraft.

Ein hartes Schuldgesetz.

Im heutigen Evangelium befiehlt der König, Weib und Kinder des Schuldners zu verkaufen, damit er zu seiner Forderung gelange. Wie kam doch diese grausame Sitte in die Welt, einem Schuldner sogar Weib und Kinder zu verkaufen? Es gehörte zum Sklavenlos.

Das Christentum hat diese grausame Sitte aufgehoben. Es hat das Los des Schuldners so weit erleichtert, daß ihm auch das zum Leben Notwendige nicht genommen werden kann.

Jene barbarische Sitte, auch die Angehörigen des Schuldners in die Sklaverei zu verkaufen, hatte ihren Ursprung in der Herzenshärte der Menschen, wie sie im Heidentum überhand genommen hatte. Denn das Heidentum war eben eine Welt ohne Liebe.

Uebrigens sind die Spuren solcher herzlosen Grausamkeit auch heute noch nicht aus der Welt geschwunden, die sich doch so sehr der Humanität rühmt. Wenn man im Anfange des Krieges hörte, daß in Orten, wo belgische Franktireurs auf deutsche Truppen geschossen, der Bürgermeister und der Pastor als Geiseln festgenommen wurden mit der Drohung, wenn im Dorfe noch ein Schuß fiele, würden sie füsiliert, so ist das doch eine Justiz, wofür ein einfaches Christengemüt kein Verständnis hat. Und wenn so was wirklich sollte ausgeführt worden sein, daß dann der Haß der Bevölkerung in hellen Flammen aufloderte und sich nicht will dämpfen lassen, darüber braucht man sich nicht zu wundern. Man denke nur, das wäre uns widerfahren! Haben wir nicht alle das Bombenwerfen auf die unschuldigen Bewohner wehrloser Städte verurteilt, und ob wir nicht heute, wo viele kaum Brot zu essen haben, nicht anders denken über den nutzlosen U-Bootkrieg, der so viele Tonnen Lebensmittel ins Meer versenkte?

Im übrigen aber mögen der grausamen Sitte, die Angehörigen eines Schuldners in die Sklaverei zu verkaufen, doch gewisse Erwägungen zu Grunde gelegen haben, die nicht ganz unberechtigt sind.

Denken wir nicht an frühere Zeiten, aber gibts denn nicht heute noch leichtsinnige Betrüger, wie die Schieber, bei denen es sich bei dem von ihnen betriebenen, das Volkswohl schädigenden Schmuggel nicht um hundert Denare, sondern um Zehntausende, um Millionen handelt? Und dabei leben sie üppig und lassen andere arbeiten und darben.

Und Weib und Kinder sind dabei vielfach mitschuldig. Die schönen Kleider, die sie tragen, die Badereisen, die sie machen, das Weilen in den feinsten Hotels, wo der Pensionspreis mehr als 1000 M. den Tag beträgt, die Schlemmergelage, die sie veranstalten, die Autos, in denen sie fahren, die kostbaren Anschaffungen, die sie machen, stammen aus Raubgut. Und wenn man nun den Schieber festsetzt und bestraft, wäre für solche Familien als bezahlter Mithelfer eine ähnliche Strafe denn unberechtigt?

Was ist denn für einen Schieber eine Strafe von 10-, 20- und 100 000 Mark, wenn es sich um einen Betrag von Millionen handelt und er nach Bezahlung der Strafsumme oder dem Absitzen einer kurzen Gefängnisstrafe sein unsauberes Geschäft in anderer Form mit seiner ganzen Familiensippe wieder weiter treiben kann und weiter treibt.

Und wie oft sind am Schuldenmachen die Frauen und Töchter schuld. Wie mancher Bankbeamter vergreift sich an der Kasse, weil seine Frau und seine Töchter einen so großen Aufwand und Kleiderstaat machen, und wie manch eine Verkäuferin läßt sich große Veruntreuungen zu schulden kommen, weil sie für ihre kostspielige Garderobe bis zum feinsten Hut so viel Geld notwendig hat?

Ja, man könnte wirklich die Frage aufwerfen, ob nicht an all dem Lug und Trug, an all der Mißachtung des Gebotes „Du sollst nicht stehlen", die heute in der Welt gang und gebe sind, nicht unter Umständen die Frauen und die heranwachsenden Söhne und Töchter die Hauptschuld tragen!

Gleichwohl, das Schuldgesetz, die Frauen und Kinder als Sklaven zu verkaufen, war hart und grausam und traf in vielen Fällen ganz Unschuldige. Wohl aber sollen auch in unseren Tagen die Frauen die Verantwortung bedenken, die sie auf sich laden, wenn sie durch Verschwendung, Vergnügungssucht, Unordnung und Trägheit es dem Manne unmöglich machen, mit seinem vielleicht verhältnismäßig hohen Verdienst die Kosten des Haushalts zu bestreiten und ihn so in die Gefahr bringen, sich auf irgend eine Weise am Eigentum anderer zu vergreifen. Die sich schuldig fühlen, sollten sich diese empfindliche Strafe, von der das heutige Evangelium spricht, vor Augen führen und bedenken, daß das letzte Los des betrügerischen und unbarmherzigen Knechtes mit Heulen und Zähneknirschen endete.

In Herbsttagen auf dem Friedhofe.

Zum 2. November.

Auf dem Friedhofe liegt zu allen Zeiten eine stille Melancholie. Wie sollte das auch anders sein? Kreuze und Gräber und Totenkränze stimmen nicht fröhlich. Jedoch ein Friedhof, wenn er schön ist und in Pflege gehalten wird, drängt im Frühling und Sommer diese Stimmung mehr zurück. Das frische Grün der Bäume, der herrliche Blumenflor, der Gesang so vieler Vögel, läßt, es sei denn, man habe einen lieben Angehörigen vor kurzem begraben, wirklich mitten unter Leichensteinen, fast vergessen, daß man auf einem Totenacker ist. Aber nun, wo der Herbst gekommen, da webt er dem Friedhof sein ihm eigentümliches und am besten stehendes Kleid.

Oder sind die trüben Nebel, deren kalte Tropfen einen schaudern machen, nicht das richtige Bild der trüben, traurigen Stimmung der Vielen, die liebe Menschen in diesem Jahre hierhergebracht? Stirbt Mann und Frau, Mutter oder Vater, oder eines der Geschwister, oder ein geliebtes Kind, dann ist es ja für ein anhängliches Gemüt gerade so als ob sich alles in der Welt in Nebel hüllte, alles wird kalt, trostlig, nichts will einen so recht mehr freuen — es fehlt überall der freundliche Sonnenstrahl.

Und geht man an den Mauern vorbei und sieht da im Epheugrün die Blätter des wilden Weines sich rötlich färben, dann bedarf es nicht viel Nachsinnens, nur zu leicht bringt der Anblick das Bild der Freunde in Erinnerung, die langsam dahinstarben, wochenlang die roten Fieberrosen auf den Wangen.

Und geht man über die Wege, wo die welken Blätter fallen und dürres Holz die Schritte sperrt, gewahrt hier und da in den sich lichtenden Sträuchern ein leeres Nest, dann ist wie von selbst der ernste Gedanke nahegelegt, auch mir ist vielleicht nahe der Tag, wo mir das irdische Haus leer gelassen wird. Sieh, wie manches, was einem im Leben und am Leben gefreut, fällt jetzt schon ab, wie dürres Laub, es schwindet die körperliche und geistige Kraft und viel Schaffens gibt es nicht mehr. Und wenn dann der Herbstwind rauschend durch die Aeste fährt und immer neues Laub einem um die Füße wirbelt, hört man dann nicht in diesem Rauschen die Stimme der Natur, die allen Lebenden gute Nacht wünschen will für den Winterschlaf und grüßt einen nicht durch die raschentaubten Zweige der bleiche Tod?

Und sieht man dann hinüber zu den Gräbern nach den letzten Blumen, die so farblos dastehen, geknickt vom Wind, beschmutzt vom Regen, zerzaust vom Sturm, der der schönen Rose nur noch das eine oder andere Blättchen, wie einem schönen Schmetterling ein Stück Flügel gelassen, sieht die letzten kleinen verkrüppelten Blüten, die noch mühsam ans Licht sich wagen, wer wird dann nicht erinnert: sieh, so greift der Tod mit kaltem Finger immer und immer auch in die Menschenwelt, um Welkes niederzustreifen, und neue Pläne nicht mehr zur Ausführung kommen zu lassen.

Und wenn man am Abend vom Fenster aus unter dem strahlenden Mond die grauen Wolken eilig über den Kirchhof jagen sieht und dann plötzlich das schnatternde Geplauder der Wildgänse hört, die auf der Flucht vor dem Winter schnell durch die Lüfte segeln, ist es dann einem nicht, als vernähme man in ihrem Flügelrauschen und Geschrei den Ruf: „Heimwärts, bald heimwärts in ein besseres Land?"

Und endlich, wenn alles welkt und alles dorrt und alles fällt, wenn alles fortzieht und so die Erde selbst ein großer, stiller Friedhof wird, den bald das Leichentuch des Schnee's deckt, kommt einem dann nicht in den Sinn, wie viele von unsern Lebenshoffnungen welkten und dorrten, und wie viel schöne Stunden sind vorübergegangen, so daß es einem summt und schauert durchs Gemüt wie verhallendes Glockengeläute und man in diesem wehmütigen Herbstgefühl auch sagen möchte:

Gar manchen Trost und manchen Traum
Hab' ich zu Grab getragen;